

Die Entstehung von Sitte und Brauch.

Von Otto Behagel.

Wenn wir der Entstehung von Sitte und Brauch näher treten wollen, so müssen wir uns zunächst klar werden über die Frage: Was ist das Wesen von Sitte und Brauch? Wie unterscheidet sich ihr Begriff von verwandten Begriffen, wie Tradition oder Herkommen, Gewohnheit, Mode?

Allen diesen Begriffen ist gemeinsam eine gewisse Übereinstimmung im menschlichen Handeln; sie bezeichnen die Tatsache, daß unter bestimmten Umständen dasselbe bestimmte Verfahren eingeschlagen wird. Wir müssen also fragen, wodurch überhaupt das Handeln des Menschen bestimmt wird.

Es gibt Handlungen, die wir einem Zwang gehorchend ausführen, die zu unterlassen nicht oder nur schwer möglich ist, die nicht zu vollziehen eine besondere Anstrengung erfordert oder Schaden bringt.

Der Zwang kann in uns selbst liegen, in physiologischen oder psychologischen Vorgängen. Hierher gehört Essen und Trinken, wenn wir hungrig und durstig sind, oder die Ausscheidung des durch Essen und Trinken Aufgenommenen; hierher gehört Weinen und Lachen, hierher gehört es, daß wir aufschreien, wenn uns ein plötzlicher Schmerz zugefügt wird.

Man muß freilich vorsichtig sein in der Annahme von solchen halb oder ganz unbewußten Handlungen, von rein reflektorischen Vorgängen. Wir betrachten wohl das Schütteln des Kopfes als den naturnotwendigen Ausdruck der Ablehnung, der Verneinung, müssen aber die Wahrnehmung machen, daß die gleiche Gebärde im Orient als Bejahung gilt. Ebenso erscheint es uns als selbstverständlich, daß Zärtlichkeit sich im Russe betätigt, und dennoch gibt es zahlreiche Völker, denen unser Kuß ganz unbekannt ist, wie die Feuerländer, die Papuas, die Neuseeländer.

Aber der Zwang kann auch von außen kommen. Wenn wir Steuern zahlen, unsere Kinder impfen lassen, bei Glatteis die Gehwege mit Sand oder Asche bestreuen, so tun wir das, weil irgendwelche Vorschriften es verlangen, weil die Unterlassung uns Strafe einbringt.

Der Zwang kann endlich sich aus äußeren Umständen ergeben: Wenn ich keine Butter oder Marmelade habe, um sie aufs Brot zu streichen, so esse ich trockenes Brot; ich trinke Tee oder Kaffee ohne Zucker oder Süßstoff, wenn ich kein Geld habe, mir diese Dinge zu kaufen.

Den schärfsten Gegensatz zu solchen zwangsläufigen Handlungen bilden diejenigen, die ich deswegen vollführe, weil sie mir Spaß machen, weil es mir so beliebt, die ich aber genau so gut unterlassen könnte. Damit kommen wir in das Gebiet der Gewohnheit. Wenn jemand zum Frühstück trockenes Brot zu essen pflegt, den Kaffee stets ohne Zucker trinkt, obwohl die Butter oder der Honig auf dem Tische bereit steht, obwohl er Besitzer einer Zuckersfabrik ist, so ist das eine Gewohnheit. Zigarren rauchen oder Frühschoppen trinken, beim Reden unartikulierte Laute einschleppen oder fragen: nicht wahr? bei Dingen, die nur der Sprechende selber wissen kann, das sind alles Gewohnheiten. Sie haben mit Zwecken nichts zu tun, sie können schlecht oder gut sein. Und noch etwas Wichtiges: sie sind durchaus subjektiv: es handelt sich grundsätzlich um Übereinstimmungen des Verfahrens bei ein und derselben Person; wohl können mehrere Personen die gleiche Gewohnheit haben, aber das gehört nicht zum Wesen der Gewohnheit.

In der Mitte zwischen den zwangsläufigen Handlungen und denen, in denen wir unserem Vergnügen, unserer Laune genug tun, stehen die Handlungen, die wir zwar auch unterlassen können, an deren Stelle andere Handlungen treten könnten; wir führen sie aber aus, weil sie uns Vorteil bringen oder weil wir glauben, daß sie uns Vorteil bringen: kurz gesagt, es sind die zweckmäßigen Handlungen. Wenn jemand zum Brot, zur Butter keinen Honig isst, weil er fürchtet, daß Fett und Süßigkeit ihn zu dick macht, weil es der schlanken Linie schaden könnte, wenn ein anderer keinen Zucker in den Kaffee oder Tee tut, weil er zuckerkrank ist, so handelt dieser Mensch zweckmäßig.

Bis jetzt haben wir nichts angetroffen, was als Sitte oder Brauch bezeichnet werden könnte. Aber es bleibt noch ein letzter Grund für unser Handeln übrig. Der Mensch wird unendlich oft in seinem Handeln dadurch bestimmt, daß er einen andern eine Handlung vollführen sieht. Er tut etwas, weil es ein anderer tut; das ist z. B. eine Art von Suggestion, reine Nachahmung, z. B. spielt daneben auch der Gedanke mit, daß der andere wissen wird, weshalb er es tut, daß der andere die Erfahrung von der Notwendigkeit oder Möglichkeit seines Handelns bereits gemacht hat. Der Mensch hat eine sehr starke Abneigung, selbst zu wählen, selbst zu entscheiden; er freut sich des Präzedenzfalls. Dazu kommt auf der andern Seite das Empfinden desjenigen, dessen Verfahren nachgeahmt wird: er erhält von der Abweichung den Eindruck, als ob man es besser wissen wolle. Und das wirkt wieder auf den Nachahmer selbst zurück, er fürchtet aufzufallen, anzustoßen, zu beleidigen. Auch möchte er gerne das besitzen und das darstellen, was der Höherstehende besitzt und darstellt, was daher als höher und feiner erscheint.

Die Übereinstimmungen, die auf diese Weise zustande kommen, bringen z. B. Gleichheit mit dem Früheren hervor: so entsteht das Herkommen, die Tradition. Übereinstimmung gleichzeitiger Erscheinungen, Übereinstimmung verschiedener Menschen in demselben Verfahren ist dabei nicht notwendig erforderlich; man denke etwa an die althergebrachten einzigartigen Feierlichkeiten bei der Krönung eines englischen Königs. Oder es ergeben sich Übereinstimmungen zwischen Späterem und Früherem und zugleich zwischen Gleichzeitigem: das ist Sitte und Brauch.

Oder endlich Übereinstimmung nur zwischen Gleichzeitigem: So entsteht die Mode, die die Übereinstimmung mit dem Früheren geradezu ablehnt und in den kürzesten Zeiträumen wechseln kann, aber noch tyrannischer ist als alles andere.

Wenn aber gewisse Gattungen unseres Handelns auf Nachahmung beruhen, so müssen wir doch beim Hinaufsteigen von Nachahmer zu Nachahmer irgendwo auf Menschen stoßen, hinter denen kein Vorbild mehr steht, die vielmehr selbständig handeln, aus Zwang oder Zweckmäßigkeit oder aus Laune. Den letzten Fall können wir vernachlässigen, weil solche zufällige, vereinzelt Handlungen kaum kräftig genug sind, allgemeinere Nachahmung zu finden.

Auch der Fall wird nicht häufig sein, daß wir zwangsläufige Handlungen bloß aus dem Drang zur Nachahmung nachbilden, daß wir etwa deshalb Steuern bezahlen, weil wir sehen, daß andere so verfahren. Denn wir stehen in der Regel ganz unmittelbar unter demselben Zwang wie jene anderen, jene früheren. Man kommt also schließlich zu folgender Begriffsbestimmung: Sitte und Brauch sind nachgeahmte, ursprünglich zweckmäßige Handlungen.

Es fragt sich nun, ob weiterhin sich nun auch Brauch und Sitte gegeneinander abgrenzen lassen. Die Vorgeschichte der Wörter kann uns nicht weiterhelfen. Sitte ist ein uraltes germanisches Wort. Es hat in der älteren Sprache einfach so viel wie Gewohnheit bedeutet; Brauch, Gebrauch sind ganz junge Wörter, abgeleitet vom Zeitwort brauchen, gebrauchen. Der Begriff der Übereinstimmung ist dem Worte ursprünglich nicht eigen; es hat vollständiger im älteren Neuhochdeutschen geheißen: der gemeine Gebrauch, wo gemein soviel wie gemeinsam bedeutet hat. Wir sind also darauf angewiesen, den heutigen Sprachgebrauch selber nach der Bedeutung der beiden Wörter zu befragen. Leider ist auch der nicht übermäßig aufschlußreich, weil eben gewöhnlich die beiden Wörter zur Formel verknüpft erscheinen. Wichtig ist, daß der eigentlich im Volke lebendige Ausdruck das Wort Brauch ist; das Wort Sitte ist mindestens den hochdeutschen Mundarten kaum bekannt. Aus dieser Grundtatsache geht nun weiter hervor: das volkstüm-

liche Wort Brauch bezieht sich mehr auf äußerliche Dinge; man spricht wohl von Erntebräuchen, Fastnachtsbräuchen, aber kaum von Erntesitten, Fastnachtsitten. Die Sitte ist mehr Ausdruck der Innerlichkeit, des Verstandes, des Willens. Bei Sitte tritt die Verpflichtung stärker hervor als beim Brauch; beim Brauch wird stärker das Herkömmliche empfunden. Aber eine strenge Scheidung der Begriffe ist nicht durchzuführen, und ich werde sie weiterhin als gleichwertig verwenden.

Nachdem wir so eine Reihe von begrifflichen Abgrenzungen vollzogen haben, muß jedoch noch eine sachliche Entscheidung erfolgen gegenüber einer Erscheinung, an die man bei dem Worte Brauch zunächst kaum denkt. Zu den menschlichen Handlungen, die in übereinstimmender Weise vollzogen werden, gehört auch das Sprechen. Man ist ja vielfach geneigt, die Wörter als Gegenstände zu bezeichnen, auf sie etwa Ausdrücke wie Abschleifung, Verstümmelung anzuwenden, ihre Veränderungen, ihre Abschleifungen mit der Abschleifung des im Bache rollenden Kiefels zu vergleichen. Aber das ist durchaus verkehrt. Jedes Wort, jeder Satz ist eine einzelne immer neue Handlung, die nur deshalb den Eindruck des Dauernden macht, weil bei der stets erneuten Wiederholung die Macht der Überlieferung besonders stark ist. Und auch der Zwang zur Gemeinschaft ist sehr stark, gerade wie bei dem, was im engern Sinn als Sitte und Brauch gilt. Man redet ja geradezu vom Sprachgebrauch; seine Verletzung wird ebensogut, mit demselben Rechte gerügt, als wenn jemand unrasiert in Gesellschaft kommt oder die Dame links von sich gehen läßt. Und es gibt auch auf dem Gebiet der Sprache genug des Gebrauchs, der zunächst unverständlich, der uns unsinnig erscheint, der nur geschichtlich begriffen werden kann. Aber dieses Gebiet des sprachlichen Gebrauchs ist so ungeheuer groß, daß wir uns heute auf das Gebiet des sichtbaren Handelns beschränken müssen.

Sitte und Brauch bilden also in bezug auf die Art ihrer Entstehung eine einheitliche Masse. Aber nicht in bezug auf die Umstände, auf Ort und Zeit ihrer Entstehung. Sie sind nicht immer an dem Punkt entstanden, wo wir sie antreffen. Die köstliche Sitte des Weihnachtsgeschenks stammt aus den Bräuchen der römischen Saturnalien. Wenn in ihren Erlassen Fürsten und Herrscher von sich selbst mit wir reden, statt mit dem bürgerlichen ich, so geht das auf byzantinisches Zeremoniell zurück. Das deutsche Minneswesen der mittelhochdeutschen Zeit mit seinen eigenen Formen, mit der Gestaltung eines Minnedienstes im Sinn eines Lehensdienstes, wir haben es von unsern westlichen Nachbarn überkommen. Auch sind die Bräuche keineswegs immer in der Gesellschaftsschicht entstanden, in der sie geübt werden. Gar vieles, was uns heute als echtes Merkmal bäuerlichen Wesens erscheint, ist aus höheren Schichten herabgesunken; das gilt insbesondere von der

Tracht, die vielfach Nachbildung älterer städtischer Mode ist und nun weiterführt, was die Stadt seit langem aufgegeben hat. Und wenn heute jedes Dienstmädchen mit Fräulein angeredet wird, so stammt dies aus dem Brauche höherer Stände.

Ferner aber sind es ganz verschiedene Zeiten, die unsern Bestand an Sitten und Bräuchen geschaffen haben. Viele unserer Erntebräuche sind uns gemeinsam mit den Römern, und man schließt daraus auf ihre Abkunft aus der indogermanischen Frühzeit. Der Schluß ist freilich nicht zwingend, denn der Glaube an Vegetationsdämonen, der jenen Bräuchen zugrunde liegt, ist weithin über die Erde verbreitet, auch bei Völkern, die weitab sitzen von den Indogermanen, und dieser Glaube kann hier wie dort das gleiche Ergebnis gehabt haben. Unsere Sitte, die Leiche des Verstorbenen im hölzernen Sarg zu bergen, ist uns schon aus der Merowingerzeit anschaulich bezeugt durch die wundervollen hausähnlichen Särge, die in der Nähe von Gießen ausgegraben worden sind, und sie ist letztlich ein Fortleben des uralten Brauchs, den Toten in seiner eignen Wohnung zu bestatten. Anderes ist viel moderner, als die landläufige Anschauung glauben möchte. Die Oftereier haben nichts mit einer germanischen Frühlingsgöttin Ostara zu tun, sondern sind erst aus dem späteren Mittelalter bezeugt. Der Christbaum ist eine Errungenschaft, die sich erst langsam seit dem 17. Jahrhundert durchsetzt.

Es erwächst uns nun die Aufgabe, an einzelnen Beispielen nachzuweisen, daß bei Sitte und Brauch das scheinbar Unvernünftige einen vernünftigen Hintergrund hat, zu zeigen, daß es mannigfache Wege sind, auf denen der ursächliche Zusammenhang aus dem Bewußtsein schwindet.

In zahlreichen Fällen ist dieser Zusammenhang noch deutlich für uns zu erkennen; es fehlt dem Nachahmer nur an der Überlegung, an den Kenntnissen, die zum Verständnis des Zusammenhangs nötig sind.

Zunächst einige Beispiele für die Nachahmung von solchen Verfahren, die sich aus dem Gebot der Verhältnisse ergeben haben. Wer durch einen Todesfall in Trauer versetzt ist, dem steht nicht der Sinn nach weltlichen Dingen, nach Pflege des Haares und des Körpers überhaupt. So kann der Schmutz zum Kennzeichen, zum Verräter der Trauer werden. Die Nachahmung dieses Schmutzes haben wir in der Trauerfarbe, im Schwarz der Kleidung, der Handschuhe, oder auch im Blau des Schwälmerlandes, das auf den britischen Inseln wiederkehrt. Eine Zwischenstufe zwischen dem naturgewachsenen Schmutz und der Trauerkleidung ist das Bestreuen mit Asche, das vielerorts von den Trauernden geübt wird.

Die Schinguindianer in Zentralbrasilien feiern ihre üppigen Feste nicht nach dem Kalender des Kirchenjahrs, sondern dann, wenn gute Ernten, reiche Jagdbeuten zur Verfügung stehen und unendliches Essen und Trinken

ermöglichen. Danach aber halten sie eine Zeit der Fasten, beinahe wie bei uns, wo auf die Genüsse des Karnevals eine Zeit der Fasten folgt. Natürlich, wenn die Vorräte aufgeessen und ausgetrunken sind, ist Schmalhaus Küchenmeister.

Einen großen Raum nehmen die Zweckmäßigkeiten ein, wo sich das menschliche Handeln an naturgegebene Tatsachen. Hier spielen eine besonders wichtige Rolle zwei anatomische Besonderheiten. Das eine ist die verschiedene Ausbildung der rechten und der linken Körperhälfte, das andere der Unterschied zwischen Mann und Weib. Bekanntlich ist im allgemeinen die rechte Hand stärker ausgebildet als die linke; das hängt wieder zusammen mit der stärkern Entwicklung der linken Gehirnhälfte, der die rechte Hand zugeordnet ist, und diese Beschaffenheit der linken Gehirnhälfte mit der Lage des Herzens. So beruht denn eine ganze Reihe von menschlichen Handlungen und Einrichtungen in letzter Linie auf der Lage unseres Herzens. Vor allem ist der rechte Arm zur Arbeit geschickter als der linke. Er ist es daher, der die Waffe führt, der den Knotenstock trägt, der der Dame beim Führen geboten wird. Das hat nun die weitere Folge, daß auch beim Stehn die Frau sich rechts vom Manne befindet, wie dies schon die gallischen Grabmäler bezeugen. Oder ein anderes: wenn man bildliche Darstellungen des früheren Mittelalters betrachtet, so gewahrt man, daß der Mantel nicht vor der Mitte des Körpers, sondern auf der rechten Schulter mit einer Spange geschlossen wird. Dadurch wurde es erreicht, daß der rechte Arm frei bleibt, bereit, in Tätigkeit zu treten. Die Gegenstände aber, die der rechten Hand zur Verfügung stehn sollen, erhalten ihren Platz auf der linken Seite; daher singt Körner: Du Schwert an meiner Linken . . . Und weil der rechte Arm für die Tätigkeit zur Verfügung bleiben muß, hat der linke sich als Werkzeug des Tragens ausgebildet. Er ist es, der den Schild zu halten hat, und das hat weitergewirkt auf die Anlage der mittelalterlichen Burg: die Wege, die zu ihr hinaufführen, sind regelmäßig so angelegt, daß der Hinaufsteigende die Mauer zu seiner Rechten hat, also die vom Schild nicht bewehrte Seite den Geschossen des Verteidigers zukehrt. Der linke Arm ist ferner derjenige, auf dem die Kinder getragen werden. Es ist eine bemerkenswerte Ausnahme unter den Raffaelschen Madonnen, daß die Sirtina das heilige Kind mit dem rechten Arm hält.

Die Verschiedenheit der Geschlechter greift tief in alle Lebensverhältnisse ein. Der Mann ist der Stärkere, er ist ungehemmt durch physiologische Vorgänge, durch die Ernährung und Pflege des Kindes. So fallen ihm die Leistungen zu, die größere Kraft, längere Abwesenheit von Hause bedingen. Bei den Schinguindianern Zentralbrasilien und auch anderwärts in urtümlichen Verhältnissen liegt dem Mann die Jagd ob, der Frau die

Bestellung des Feldes, und so kommt auch der Frau überwiegend die Fürsorge für die Haustiere zu und ist noch heute das Buttern, die Pflege der Hühner, der Verkauf der Eier ihre Sache. Ganz allgemein ist der Mann der Krieger. Von altersher wird aber auch die Politik vor allem mit den Waffen in der Hand gemacht. So ist es der Mann, der die Geschäfte des Staates führt.

Ungemein wichtig ist dann der Unterschied der männlichen und weiblich Tracht. Man hat wohl gemeint, daß dabei in erster Linie soziale Zweckmäßigkeit eine Rolle spiele: durch die Verschiedenheit der Tracht werde es erleichtert, den Verkehr der Geschlechter zu überwachen. Aber die Verschiedenheit der Tracht beginnt schon unter Verhältnissen, wo dieser Zweck gänzlich ausgeschlossen ist: bei Völkerschaften, bei denen der Mann ganz nackt geht, das Weib nur mit dem Lendenschurz bekleidet ist. Und bei den Schinguindianern ist die Hüftschur des Mannes und die des Weibes verschieden gestaltet, nach den verschiedenen Zwecken, die ihnen mit Rücksicht auf die verschiedenen Geschlechtsorgane zukommt.

Aus der Verschiedenheit der Tracht stammt dann der Unterschied im Reitsitz, der freilich heute im Schwinden begriffen ist, und die Verschiedenheit im Bau der Fahrräder.

Eine andere Gruppe von Erscheinungen wird bedingt durch Lebensvorgänge im menschlichen Körper. Ein Ausdruck des Erstaunens ist es, daß wir die Hände über dem Kopf zusammenschlagen; wir verstehen diese Bewegung, wenn wir an eine andere Wirkung des Erstaunens denken: daß es die Atemtätigkeit beeinträchtigt. Durch das Hochheben der Arme wird aber der Brustkorb erweitert und die Atmung befördert. Wenn wir ein Kind, das sich gestoßen hat, unter dem Auffagen eines Sprüchleins streicheln, so hat dieses Verfahren unmittelbar heilende Wirkung. Die sogenannten blauen Mäler sind erzeugt durch ausgetretenes Blutgerinnsel: das Streicheln oder Reiben dient dazu, das Störende zu verteilen, zu beseitigen.

Ich komme zu dem Gebiet der sozialen Zweckmäßigkeit. Hierher gehören die Maßregeln, die die Tugend des Mädchens, die Treue der Frau sichern wollen. Daß das Mädchen nicht allein ausgehen sollte, nicht allein Männer auf ihrem Zimmer besuchen, das sollte sie vor Versuchung bewahren. Durch die Hochzeit kommt das Mädchen unter die Haube, das Haar darf nicht mehr frei herunterwallen. Das ist eine Erfindung der Männer, die nicht wünschen, daß das schöne Haar ihrer Gattin neue Verehrer anlocke. Aus dem gleichen Grunde durfte die Orientalin nur ihrem Manne sich unverschleiert zeigen. Dem Kampf ums Dasein entstammt die weitverbreitete Sitte der Kindesaussetzung oder die Tötung der Greise: das Weidegebiet, das Jagdgebiet des Stammes kann nur eine bestimmte Anzahl von Menschen erz-

nähren; nur die kann die Gemeinschaft brauchen, die kräftig genug sind, ihre Zwecke zu fördern.

Die mannigfachen Tafelsitten haben zumeist den Zweck, die Aufnahme der Mahlzeit zu fördern, die Unnehmlichkeit des Essens zu erhöhen oder Störendes fernzuhalten. Der Tafelschmuck, die hübsche Zurichtung des Gerichts fördert, wie die Physiologie nachweist, die Verwertung der Speisen im Körper. Das Händewaschen der Orientalen ist bedingt durch das gemeinsame Zehren aus derselben Schüssel.

Es ist aber nicht notwendig, daß die Zweckmäßigkeit wirklich vorhanden sei: es genügt, daß man an sie glaubt. Wenn den Göttern Opfer gebracht werden, so geschieht es in dem Glauben, daß man eine Gegengabe erhalten wird oder Schaden dadurch ferne hält. Das Dankopfer ist etwas später Entstandenes. Weit verbreitet ist der Gebrauch, dem Gestorbenen allerlei Gegenstände mit ins Grab zu geben; man glaubt, daß der Tote im Jenseits dieser Dinge bedarf. Wenn zur Zeit der Sonnenwende in vielen Gegenden Feuerräder geschleudert wurden, so wollte man damit dem Tagesgestirn gegen die Mächte der Finsternis zu Hilfe kommen.

Das Tragen von Masken, von Vermummungen hat ursprünglich die Aufgabe gehabt, den Menschen vor den Dämonen zu verhüllen, zu verbergen. Wenn in manchen Gegenden zum Abschluß der Getreideernte eine Puppe aus Getreide feierlich heimgeführt wird, so geht das zurück auf den Glauben an Feldgeister, auf den Glauben, daß beim Mähen des Ackerstücks der Feldgeist immer tiefer in das Getreide flüchtet; mit den letzten Halmen in der letzten Garbe wird er gefangen und im Triumph nach Hause geleitet. Es ist namentlich das Gebiet der Kulthandlungen und der Volksmedizin, auf denen solche vermeinte Zweckmäßigkeit sich geltend macht.

Bisweilen liegt die Sache so, daß nicht nur für unser Auge der Zusammenhang dunkel bleibt. Es kann geschehen, daß schon die ersten Ausüben eines Brauchs den Zweck der nachgeahmten Handlung nicht erkannten, und zwar deshalb, weil ihnen der Grund eines Verfahrens absichtlich verheimlicht wurde. So hat man behauptet, daß die Krinoline entstanden sei, indem die Kaiserin Eugenie verbergen wollte, daß sie einen Thronerben erwartete, die Nachahmerinnen aber glaubten, einer neuen Offenbarung der Modekönigin gegenüberzustehn. Eine bestimmte Gattung von hohen Halskrägen ist in England aufgekommen, weil eine Königin des Landes auf diese Weise die Reste eines Einschnitts zu verdecken strebte. So ist sicher auch das Schönheitspflasterchen ursprünglich verwandt worden, um einen Flecken, eine Narbe zu verdecken.

Ganz anderer Art als die bisher besprochenen Sitten und Bräuche sind solche Verfahren, die in keiner Zeitstufe einmal wirklich zweckmäßig

waren oder für zweckmäßig galten, aber durch irgendeine Umbildung aus solchen entstanden sind. Noch leidlich gut zu erkennen ist dieser Ursprung bei den Bräuchen, die ein Stück, einen Rest einer zweckmäßigen Handlung darstellen. Dabei liegt zum Teil eine gewisse Bequemlichkeit zugrunde, im Bunde mit der Erfahrung, daß oft schon die Andeutung einer Handlung genügt, um die Vorstellung der gesamten Handlung zu erwecken. So ist das Winken die Andeutung des Heranziehens. Die Silbentrennungszeichen sind nachlässig ausgeführte Halbbogen, diese selber die Andeutung von Klammern, die das Zusammengehörige auch äußerlich einen.

Vielgestaltige Beispiele für Handlungen, die nur noch in Resten fortleben, die — naturwissenschaftlich ausgedrückt — rudimentär geworden sind, bieten die Gebräuche, die Verehrung und Begrüßung ausdrücken wollen. Der Untergebene wirft sich zu Boden vor dem Gebieter, um seine völlige Hilflosigkeit zu bekunden. Aus dem Niederwerfen ist zunächst der Kniefall entstanden, dann die verschiedenen Verbeugungen vom tiefen Hofkompliment bis zum flüchtigen Neigen des Kopfes, dem bloßen Zwinkern mit den Augen. Aus dem Lüften des Hutes entsteht das Grüßen durch Anlegung der Hand an die Kopfbedeckung, aus dem Niederlegen der Waffe die Senkung des Degens. Das Niederschlagen der Augen war ursprünglich ein wirkliches Wegwenden, ein Versuch, sich zu verbergen; noch jetzt versteckt sich ja das in Verlegenheit geratene Kind in den Rockfalten der Mutter. Auch in der Tracht gibt es solche Resterscheinungen: so ist der Flor um den Hut oder um den Arm die Andeutung der Trauerkleidung; das Bändchen im Knopfloch verrät den glücklichen Besitzer eines Ordens. Orden und Ehrenzeichen selber sind wohl verschiedenen Ursprungs. Die phalerae, der Ehrenschmuck des römischen Kriegers, gleichen in ihrer Form den Buckeln, die Holz- oder Lederwaffen festigen; sie mögen eine Andeutung, ein Überrest von Ehrenschildern sein. Unsere heutigen Orden mit ihren Löwen, Adlern oder Falken sind von Hause aus Zeichen der Zugehörigkeit zu vornehmen Genossenschaften oder zu Fürsten, die sich jene edlen Tiere zu Sinnbildern erkoren hatten, weil sie sich ihnen an Mut und Kraft verwandt fühlten.

Wollte vor Zeiten ein Mädchen einem Liebhaber eine derbe Abfertigung zuteil werden lassen, so bewilligte sie ihm scheinbar den Einlaß in ihre Kammer. Im Korb wurde er emporgezogen, aber der Boden war trügerisch; der Jüngling fiel nicht nur aus allen Himmeln, sondern auch durch den Korb. Später wurde dies nur noch angedeutet durch die Überreichung eines Korbes.

Eine eigenartige Minderung einer Handlung besteht darin, daß zwar das Geschehnis dasselbe bleibt, aber der Gegenstand verkümmert, an dem es sich vollzieht. Man kennt die scherzhafte Erzählung Hebels von dem Loren, der sein Haus verkaufen möchte und deshalb mit einem einzelnen Stein des

Hauses zu Markte zieht. So ist es aber auch weitverbreitete ernsthafte Sitte, daß bei der Übergabe, beim Verkauf eines Grundstücks ein Halm oder eine Scholle Erde übergeben wird, die Festucatio der Römer.

Noch auf andere Weise kann der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung in die Brüche gehen, dadurch, daß ein Mittelglied ausfällt und so die ursprüngliche Verknüpfung unverständlich wird.

In Schrift oder Druck haben wir die Gewohnheit, einen Absatz des Sinnes dadurch anzudeuten, daß wir eine neue Zeile beginnen und die Worte einrücken. Früher aber wurde ein Sinnesabschnitt durch einen großen Anfangsbuchstaben ausgezeichnet, der mit bildlichem Schmuck versehen war. Dadurch wurden die folgenden Buchstaben weiter in die Zeile hineingedrängt. Als die Vergrößerung des Anfangsbuchstabens wegfiel, wurde die Fortdauer der Einrückung zum Zeichen des Sinnesabschnitts. Ein anderes Beispiel für das Überspringen des Mittelglieds ist das Auszischen des Redners, des Schauspielers. Das Zischen will ursprünglich Stillschweigen verlangen, will also den Lärm des Beifalls ablehnen, verhindern. Es kann aber auch das Mittelglied des Beifalls übersprungen, gar nicht abgewartet werden; dann richtet sich das Zischen unmittelbar gegen die Leistung selber, die vielleicht den Beifall hervorrufen könnte, wird also zum Zeichen des Mißfallens.

Nun aber gibt es Fälle, wo eine Hinaufleitung zur letzten Ursache überhaupt versagt. Nicht nur für unsere Erkenntnis, sondern in den Tatsachen selbst, weil keine gerade Linie mehr zum ersten Anfang hinaufführt. Vielfach geschieht es hier, daß eine Verschiebung, eine Umdeutung, eine Art von Volksetymologie erfolgt. Das geht so zu — das ist von ungemeiner Bedeutung —, daß sich der ursprünglichen Ursache eine weitere Eigenschaft der Handlung beigelegt hat und diese mit der Zeit in den Vordergrund tritt. Schon unser Schriftwesen zeigt dafür Beispiele. Unsere Satzzeichen waren ursprünglich reine Vortragszeichen, bezeichneten die Stellen, wo Pausen eintreten sollten. Das geschieht aber an den Stellen, wo der gedankliche Zusammenhang ein loserer ist, insbesondere wo ganze Sätze sich scheiden und so die Zeichensetzung eine syntaktische Aufgabe, einen logischen Charakter erhält. Unsere Anführungszeichen sind ursprünglich Zeichen der Hinweisung, mit denen auf besonders Wichtiges hingedeutet wurde. Wurden diese Zeichen etwa in Handschriften des Neuen Testaments angebracht, so waren das Wichtige natürlich die Worte Christi; d. h. das Hervorgehobene hatte zugleich die Eigenschaft, Rede zu sein, und dieser zufällige Nebenumstand wurde für uns zur Hauptsache.

Hierher gehört dann vor allen Dingen, mindestens z. T., die Entstehung unserer Kleidung; daß sie aus dem Gefühl der Schamhaftigkeit entstanden

sei, das lehnt die heutige Ethnologie mit vollem Rechte ab. Daß sie später solchen Zwecken dienstbar gemacht worden ist, steht außer Zweifel. Vor allem hat sie für uns aber die Aufgabe, gegen die Unbilden der Witterung zu schützen. Aber auch das ist wohl nicht ihr Ursprung, zumindest nicht der einzige Ursprung gewesen. Die Feuerländer haben es nicht zur Fellkleidung gebracht, obgleich sie an Frost und Niederschlägen keinen Mangel haben. Es ist aber sehr wohl möglich, daß der Schutz, den die Kleidung gewährt, ursprünglich nur die angenehm empfundene Nebenwirkung der aus anderem Grunde angelegten Hülle war; man hatte das Fell auf der Jagd erbeutet und trug es nun an sich, um die Bewunderung, den Neid der Genossen zu erregen.

Eine Art von Kleidung ist auch die Bemalung, die bei Primitiven eine so gewaltige Rolle spielt. Sie geht in letzter Linie zurück auf den Schlamm, mit dem man sich beschmierte, weil er einen Schutz gegen die Hitze, eine angenehme Kühlung gewährte. Je nach der Erdart, aus der dieser Schlamm bestand, konnte diese Bedeckung die Nebenwirkung haben, daß sie wohlgefällige Bilder darbot und so eine Art von Schmuck sich entwickelte.

Solche Verschiebungen, solche Überwucherungen der Nebenvorstellung kommen insbesondere zustande infolge geschichtlicher Wandlung: die Ursachen können wegfallen, während die Wirkungen bleiben.]

Die Änderung kann betreffen den Gegenstand, der zu gewissen Handlungen Veranlassung gab. Früher nahm man den Helm ab, um die Waffenlosigkeit, die friedfertige Gesinnung zu bekunden und zugleich die Erkennung zu ermöglichen. Heute lüftet man den Hut, obgleich er nicht Verteidigungswaffe ist und das Angesicht nicht verhüllt. Aber er hat mit dem alten Helm die Eigenschaft gemein, daß er eben den Kopf bedeckt. Das Gewand des Mannes wurde, wie schon gesagt, auf der rechten Schulter verschlossen, um den rechten Arm für die Führung der Waffe freizulassen; es mußte also die linke Hand den Verschuß vollziehen. Und dieses Verfahren wurde beibehalten, als der Verschuß nach der Mitte gerückt war, als auch die rechte Hand hätte eingreifen können. Man kennt die sogenannte Helmdecke unserer Wappen, das Rankenwerk, das über den Wappenschild herabfällt und unter dem Helm hervorquillt. In älterer Zeit war das das Abbild eines Tuches, das beim wirklichen Helm gegen den Sonnenbrand schützte.

Es können aber auch die Umstände sich ändern. Aus einer Umgebung, in die eine Handlung paßt, wird sie übertragen in Verhältnisse, in denen ihr Grund wegfällt. Hierher namentlich die Handlungen, die aus dem Kriegesleben sich begreifen; sie haben unter friedlichen Verhältnissen lediglich den Sinn einer Formel erhalten. Wer die Hände zusammenlegte und von der Hand des Siegers umschließen ließ, der hatte damit den Kampf aufgegeben. Dann legte aber auch der die Hände zusammen, der sich dem anderen als

Lehensträger übergab, ebenso der, der im Gebet sich an die Gottheit wandte. Und wenn wir zum Zeichen der Versöhnung oder des Grußes die Hand reichen, so ist auch damit die Bindung der Kampfhand ausgesprochen.

Endlich ein paar vereinzelte Beispiele der Übertragung von der einen Situation in die andere. Der Handschuh wird ursprünglich getragen zum Schutz der Hand, sei es für den Kampf, um den Schlag abzuwehren, sei es um Sonnenbrand oder Kälte von der zarten Haut fernzuhalten. All das sind Bedürfnisse, die überwiegend bei Vornehmen sich herausstellen; daher gehört das Tragen von Handschuhen schließlich überhaupt zum guten Ton, auch da, wo an einen Schutz der Haut nicht gedacht werden kann.

Daß der Höfliche ausweicht, der Untergeordnete dem Höheren Platz macht, oder — militärisch ausgedrückt — das Frontmachen, es hat zu allen Zeiten guten Sinn. Aber es war von besonderer Bedeutung zu einer Zeit, da die Straßen der Städte in der übelsten Verfassung waren, da der Bürgersteig schmal und eng und daneben die eigentliche Straße viel tiefer lag, in Kot oder Staub aufgelöst.

Es ist heute gesellige Regel, daß der Gast, der geehrt werden soll, beim Mahl seinen Platz neben der Hausfrau erhält. Solange aber die Hausfrau selber zerlegte und vorlegte, war es nicht übel, von der kundigen Herrin mit den besten Bissen bedacht zu werden.

Aber nicht nur die äußeren Lebensverhältnisse können sich ändern, sondern auch die Anschauungen der Menschen. Schon lange ist bei uns die Vorstellung aufgegeben, daß der Zweikampf ein Gottesurteil sei; aber er dauerte weiter und war später zum Zeichen des Mannesmutes geworden. Weit verbreitet ist die Sitte des Leichenschmauses. Dieser Vorgang ist so recht ein Beispiel dafür, daß man einen Brauch nicht immer nur auf eine Wurzel zurückführen darf. Es hat hier zweifellos verschiedenes zusammen gewirkt, wobei hier die eine, dort die andere Ursache sich geltend gemacht haben mag. Einerseits war der Schmaus die Gegenleistung an die, die aus der Ferne zum Leichenbegängnis kamen, an die Sippe, die sich hier einmal zusammensand. Bei manchen Völkern südlicher Weltteile mag der Brauch geradewegs aus dem Kannibalismus erwachsen sein, aus Zuständen, wo der Verstorbene selber einfach verspeist wurde. Eine größere Rolle haben aber die Totenopfer gespielt. Sie sind zunächst als Mitgabe für das Jenseits gedacht; allmählich aber zog man es vor, selber von den geopfertem guten Dingen zu essen. Oder es hat die Anschauung gewaltet, daß man mit dem Abgeschiedenen selbst sich bei diesem Mahle vereinigt, wird doch in manchen Gegenden geradezu ein Stuhl für den Toten freigelassen.

Eine ganz merkwürdige Entwicklung bietet die sogenannte Erscheinung des jus primae noctis, das Recht auf die erste Nacht. Unsere deutschen

Rechtsfazungen wissen nichts von dieser Forderung. Aber anderswo hat diese Sitte zweifellos in gewissem Umfange bestanden. Man hat gemeint, es sei dieses Recht auf die erste Nacht der Überrest eines allgemeinen Verfügungsrechtes über den Leib der Sklavin, oder auch ein Überrest aus einer Zeit der Weibergemeinschaft: ehe das Mädchen einem einzelnen zu eigen werde, müsse das Recht aller anerkannt werden durch die Hingabe an mindestens einen andern als den Gemahl. All das scheidet an der Tatsache, daß nach einem weitverbreiteten Glauben die Gewinnung des Magdthums keineswegs etwas Begehrtenwertes ist. Im Gegentheil es herrscht davor vielfach eine abergläubische Furcht; sie gilt geradezu als etwas Gefährliches. So wird sie bei dem einen Volke bezahlten Mietlingen überlassen; anderswo mögen die Sklaven ihre Haut zu Markte tragen; an manchen Orten sind es die Priester, denen die Aufgabe zufällt; sie sind ja zugleich die Zauberer, die über bösen Spuk Herren werden können. Oder es sind auch die Könige, die da und dort die Untertanen vor den Gefahren der ersten Umarmung zu bewahren haben, offenbar kraft ihrer priesterlichen Eigenschaft. Es handelt sich also ursprünglich nicht um ein Recht, sondern um eine Pflicht. Mit der Zeit schwinden die abergläubischen Anschauungen; aber der alte Brauch dauert fort, die Pflicht wandelt sich in ein Recht.

Bis jetzt haben wir zwei Hauptgruppen von Bräuchen kennengelernt: Erstens solche, die bei näherer Überlegung sich noch jetzt als zweckmäßig erweisen, zweitens solche, die ursprünglich zweckmäßig gewesen sind, aber ihre Zweckmäßigkeit verloren haben. Ihnen steht endlich eine Gruppe gegenüber von Bräuchen, die weder zweckmäßig sind, noch es jemals waren, die aber zweckmäßigen Handlungen ähnlich sehen, ein Bild des Zweckmäßigen darstellen: das sind die symbolischen Handlungen. Nachbilden können wir verschiedenes. Einerseits solche Vorgänge, die gewöhnlich nicht mit Bewußtsein erzeugt werden, die vielmehr Reflexbewegungen sind. Durch ihre Nachbildung wollen wir etwa andeuten, daß wir uns in einer Stimmung befinden, wie sie solche Äußerungen hervorzurufen pflegt. Starke Freude äußert sich gerne in lebhaften Bewegungen der Arme, Beine, Hände. Wollen wir daher sagen, daß uns eine Leistung erfreut hat, so bekunden wir das durch Trampeln oder Klatschen. Ein anderes Sinnbild der Freude, namentlich der Schadenfreude, ist das Händereiben; das ist ursprünglich nicht die Folge des Behagens, sondern seine Ursache. Wir deuten damit an, daß unsere Stimmung derjenigen verwandt ist, die durch behagliche Wärme in uns erzeugt wird.

Wo eine Nachahmung bewusster Handlungen vorliegt, ist es besonders häufig, daß physische Vorgänge verwandt werden, um geistige darzustellen. Wenn wir vor Vergnügen mit der Zunge schnalzen, so verrät das eine Stim-

mung, ähnlich derjenigen, die wir bei gutem Essen empfinden. Wenn wir vor jemand ausspeien, so behandeln wir ihn wie etwas Ekelhaftes, das uns auf die Zunge gekommen ist.

Der Stab ist das natürliche Zeichen des Gerichts: wenn bei der Hinrichtung der Stab gebrochen wird, so heißt das nichts anderes, als das Gericht ist zu Ende.

Aber freilich nicht jede Nachahmung einer Handlung ergibt eine symbolische Handlung; dann nämlich, wenn die Nachahmung bis zur Täuschung geht, wird sie so gut wie das Nachgeahmte zur zweckvollen Handlung. Wenn wir ein Tier durch Schnalzen mit der Zunge ermuntern, so ist das nichts anderes als das Nachahmen des Peitschenknalls, das als Drohung in die Ohren klingt.

So hat sich uns bestätigt, was wir zu Eingang unserer Betrachtung theoretisch feststellten: Sitte und Brauch sind verlorene Zweckmäßigkeit. Und doch sind auch sie im letzten tiefsten Sinne tatsächlich zweckmäßig. Denn nur das Zweckmäßige besteht im Kampfe des Daseins, behält im geschichtlichen Wandel Dauer und Kraft. Sitte und Brauch, sie sind Vorstufe, Ersatz und Ergänzung des Gesetzes. Sie sind im Haushalt unserer Kräfte von der höchsten Bedeutung, sie sparen unendliche Zeit und Bemühung; es wäre unerträglich, wollten wir in jedem einzelnen Fall erst selber erwägen, was die Zweckmäßigkeit heischt.

Altdeutsche Zaubersprüche.

Von Arno Mulot.

I.

Zauber und Magie führen uns zurück zur Urzeit, zum Aufgang der Menschheit. Die Welt war noch nicht überhöht von dem Bilde des tatgewaltigen Menschen, noch nicht erlöst durch Gehorsam und Glauben, noch nicht gegliedert durch den Geist. Die Welt: das war ein dunkles, gefahrumpültes, formloses, schreckendes, ungeistertes Dasein. Im Zauber sahen die frühen Menschen die einzige Rettung vor diesen drohenden Gewalten und ungreifbaren Kräften. Man begnügte sich dabei mit Wehr, Abwehr und einem ersten dumpfen Widerstand. Stolzer menschlicher Herrschaftsanspruch wurde noch nicht erhoben.

Über das einfache bannende Zeichen und das bloße krafterfüllte Wort stieg man auf zur Zauberformel. Mit dem rechten Wort, dem richtigen Klang, der feierlichen Form nur bezwang man die fremde Macht. Uralter Zauber wurde uralte Poesie. Die Mittel, die über Alltag und Gespräch hinauswiesen, waren Rhythmus, Gleichklang, Gleichlauf und Wiederholung. Solch uraltes Gut erkennen wir in der Formel, die unter dem Namen „der Münchener Wurmsagen“ bekannt ist.¹⁾ Romantische Sehnsucht mag sich einen anderen Beginn der Poesie

1) Vgl. Andreas Heusler, Die altgermanische Dichtung. Handbuch der Literaturwissenschaft 1926, S. 56/57.